

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 5 (1915)

**Heft:** 8

**Artikel:** Der Marktgang [Fortsetzung]

**Autor:** Huggenberger, Alfred

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-634097>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Steinerne Woche in Wort und Bild

Nr. 8 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 20. Februar

## Der Daxelhofen.

Von C. F. Meyer.

Den Hauptmann Daxelhofen  
Bestaunten in der Stadt Paris  
Die Kinder und die Zofen  
Um seines blonden Bartes Vließ —  
Prinz Condé zog zu Felde,  
Der Hauptmann Daxelhofen auch,  
Da fuhr am Bord der Schelde  
Der Blitz und quoll der Pulverrauch.

Die Lilienbanner hoben  
Sich sachte weg aus Niederland  
Und schoben sich und schoben  
Tout doucement zum Rheinesstrand.  
„Herr Prinz, Welch köstlich Düften!  
So duftet nur am Rhein der Wein!  
Und dort der Turm in Lüften,  
Herr Prinz, das ist doch Mainz am Rhein?

In meinem Pakt geschrieben  
Steht: Ewig nimmer gegens Reich!  
So steht's und ist geblieben  
Und bleibt sich unverbrüchlich gleich!  
Ich bin vom Schwabenstamme,  
Bin auch ein Eidgenosse gut,  
Und daß mich Gott verdamme,  
Vergieß ich Deutscher deutsches Blut!

In Mainz als Seind zu rücken  
Reißt mich kein Höllenteufel fort,  
Betret ich dort die Brücken,  
So sei mir Hand und Schlund verdorrt!  
Nicht dürft ich mich bezechen  
Mit frommen Christenleuten mehr!  
Mein Waffen lieber brechen,  
Als brechen Eid und Mannesehr!"

„La la," klirrt Condé, „ferner  
Dient Ihr um Doppel-Trippelohn.“  
Da bricht vorm Knie der Berner  
In Stükke krachend sein Sponton.  
Dem Prinzen wirft zu Fuß  
Die beiden Trümmer er und spricht:  
„Den König laß ich grüßen,  
Das deutsche Reich befehd ich nicht!“

## Der Marktgang.

Eine Jugenderinnerung von Alfred Huggenberger.

So oft der Unterhofer zwischen seinen Ränken und Schnurren eine Kunstpause eintreten ließ, schnappte wie auf Kommando das Rädchen des Zainer-Sali ein: er fing von seinem Holzprozeß mit dem Krummenacher an, der nun in sechs Wochen vor Obergericht komme und den er unter allen Umständen gewinnen werde. Der Zainer gab sich nicht die geringste Mühe für sich und sein Recht Stimmung zu machen, sondern sprach nur immer von seinem Advokaten Gerteis, den er als einen Ausbund von Gelehrtheit und Durchtriebenheit schilderte. Als ihm der Benteli-Felix vorhielt, der streitige Waldstreifen mit den paar Hungerföhren und dem aufgeästeten Weichtännli sei nicht einmal den zehnten Teil von dem wert, was er mit seinem Nachbar schon darüber verprozessiert habe, sah ihn der Zainer mit einem mitleidigen Lächeln an. „Wenn du meinst, es handle sich da um einen Wert, dann solltest du so wie so nicht in solche Sachen hineinfaseln. Um das Recht handelt es sich und sonst um nichts! Wer recht hat, dem muß das

Recht werden, sagt mein Advokat Gerteis und dabei bleibt's. Meinst du etwa, ich könnte es nicht machen, ohne den Tezen Land? O, an dem liegt mir nicht viel mehr, als einer Sau an der schönen Aussicht. Aber wenn das Land mir gehört, so gehört es eben nicht dem Krummenacher, und wenn es nicht dem Krummenacher gehört, gehört es mir. Und das muß nun mein Advokat herausbringen, und wird es auch. Der Krummenacher meint freilich, der seine werde das Gegenteil ins Werk richten, und er darf das meinen, denn wir zwei wissen in Wirklichkeit nicht, wem das Land gehört. Das Gericht muß das herausfinden. Wer darum glaubt, ich werd' mit dem Nachbar des Prozesses wegen ein Widerwort haben, der ist auf dem Holzweg. Wir lassen jeden Sonntag miteinander und unsere Frauen baden nicht ein einziges Mal, ohne daß eine der anderen eine Nidelwähle bringt. Das ist doch den Advokaten ihr Prozeß, nicht der unsrige. Und wenn mir der Gerteis sagt, es werde sich nun in Bälde zeigen, auf welcher Seite das Recht

figuriere, so weiß ich, daß ich den Prozeß innert sechs Wochen gewonnen habe.“

Der Fehlbaumer-Johann hatte gleich dem Zainer-Sali nur einen einzigen Gesprächsstoff, wenn er etwa an die Reihe kam: er sprach von seinen zwei Kühen Jüs und Amanda, von denen er kurzweg behauptete, daß jede einzelne von ihnen mehr Bildung in sich habe, als der ganze Gemeinderat zusammen. Freilich von heute auf morgen, sei das nicht gekommen, es habe Geduld und Erziehungstalent gebraucht, bis sie nur das „Wist“ und „Hott“ richtig verstanden, geschweige denn jedes Augenzwinkern und jedes kleinsten Zeichen mit der Peitsche. Ich mußte nur immer bei mir denken, der Fehlbaumer könnte sein Erziehungstalent auch anderweitig betätigen. Sein einziger Sohn Schang, der schon in der fünften Klasse war, hatte noch immer fast die ganze Zeit drei oder vier Finger im Mund, wir nannen ihn wegen dieser Gewohnheit nur den „Tatz“.

Hin und wieder blieben mein Vater und ich um ein paar Schritte hinter dem Trupp zurück, besonders den Fehlbaumer konnte der Vater nicht prahlen hören. Wir sahen uns die Wiesen und Felder an, die stolzen Roggenbreiten und die im Blütenschmuck prangenden Kartoffeläcker. Wir verglichen den Stand der Gewächse mit dem unsern daheim und mußten zugeben, daß es auch anderwärts wirklich sehr schönes Land gebe. Dann wieder gab der Vater seiner Verwunderung darüber Ausdruck, wie schnell diesmal die Reise gegangen sei. Denn wir näherten uns merklich dem Reisziel; Wagen um Wagen rasselte an uns vorbei mit Marktleuten, Kisten und Gattern.

Als man den Lärm des Schweinemarktes bereits deutlich aus der Ferne vernehmen konnte, machte sich der Beerli vom Neugut unvermerkt an meinen Vater heran und gab ihm mit gedämpfter Stimme zu verstehen, daß er dann allenfalls auch noch da sei, wenn es dem einen oder dem andern mit den Moneten nicht ganz lange. Er sei nämlich leiner von denen, die eine Ungerechtigkeit gleich auf die hohe Achsel nähmen und ein halbes Jahr lang nicht darüber hinweg lämen. Noch jedem habe er ausgeholzen, der ihn im Anstand darum angegangen habe.

Der Vater befand sich ein wenig. „Ich bin versehen“, sagte er dann kurz. „Danke für den guten Willen.“

Es waren erst wenige Häuptlein Vieh aufgeführt, wir wandten uns also nach dem Schweinemarkt hinüber, wo mir trotz dem ohrenbetäubenden Kreischen, Grunzen und Schreien alles neu und kurzweilig vorkam. Der Vater nannte mir den Platz, auf dem wir uns nachher treffen könnten, denn er wollte sich schnell ein wenig nach den Preisen erkundigen. Ich meinerseits wollte die Gelegenheit auch nach Möglichkeit benutzen, ich mußte notwendig alles sehen, was es da überhaupt zu sehen gab. Dabei blieb ich beim ersten Bäuerlein stehen, das in einer offenen Kiste elf Milchschweinchen feilhielt, mit deren Tugenden und ungezählten Vorzügen es jeden Vorbeigehenden aufs eindringlichste bekannt machte, aber immer mit dem gleichen Erfolg: kaum hatte ein Käufer einen flüchtigen Blick in die Kiste hineingeworfen, schüttelte er den Kopf und ging weiter. Eines der Säulein war nämlich allem Anschein nach am Auswehen. Und wenn sich auch ein kleines, etwa neunjähriges Mädchen, das auf der andern Seite der Kiste stand, fortwährend

Mühe gab, das fröhle Tierchen leicht mit Stroh zuzudecken: die andern zehn Grunzerlein waren unermüdlich mit ihrem Rüsselchen tätig, das zu verleugnende Schwestern oder Brüderchen ans Tageslicht zu bringen. „Saderment, so ded's doch auch zu!“ raunte der Bauer das Mädchen alle Augenblicke mit unheimlichem Augenrollen an. Dieses wußte sich in der Verzweiflung fast nicht mehr zu helfen, manchmal rannen ihm die hellen Tränen über die Wangen herab. „Ja, flenn' jetzt noch!“ schimpfte dann der Vater. „Wär besser, du würdest auf das Säulein achtgeben!“ Ich hatte herzliches Mitleid mit dem Kind, das sehr hübsche braune Augen hatte. Am liebsten hätte ich dem Manne gleich alle zehn gesunden Schweinchen abgekauft.

Am Mundstück fehlte es meinem Bauermann allerdings nicht. Jedem, der ihm einigermaßen Gehör schenkte, rollte er eine ganze Reihe von Möglichkeiten auf, nach denen man mit Milchschweinchen von erstklassiger Abstammung in kürzester Zeit einen Haufen Geld verdienen könnte. Daneben betrachtete er es als seine besondere Angelegenheit, hinter rücks die Produkte der neben ihm feilhaltenden Konkurrentin ins richtige Licht zu setzen. Bei diesen Säulein mußte es sich nun wirklich um einen ganz minderwertigen Schlag handeln. Nicht einmal richtige Landrasse. Dazu sei keins der armen Tierchen von einem studierten Viehdoktor verschnitten, bloß von so einem Quacksalber, der ihnen die Därme zusammennähe.

Ich konnte dann bei näherem Zusehen freilich bemerken, daß seine nicht minder zungenfertige Nachbarin fleißig Gegenreicht hielt. Die beiden hatten wenigstens die Genugtuung, ihre kritischen Auseinandersetzungen beachtet und von Erfolg gekrönt zu sehen. Mich dauerte dabei nur das arme kleine Mädchen, das zuletzt gar nicht mehr aus dem Weinen herauskam.

Inzwischen war mein Vater von seinem Rundgang zurück. „Wir müssen jetzt noch für ein Viertelstündchen einfahren“, sagte er. „Nicht zu schüchtern, und nicht zu nüchtern“, heißt es auf dem Viehmarkt. Er wies mit der Hand nach dem Marktplatz hin, der sich inzwischen mehr als zur Hälfte mit Kühen, Ochsen, und Schmalvieh angefüllt hatte, während von der Stadtseite her unter dem alten Torturm durch immer noch mehr Tiere aufgeführt wurden. „Die Sach' ist auf glatten Wegen, es hat mir ein wenig gewohlet“, stellte er in guter Laune fest.

Ich war ganz aufgeregt und meinte, es sei nun keine Minute zu verlieren, ich konnte es gar nicht verstehen, wie der Vater gelassen die ausgetretene Treppe eines Wirtshauses hinaufstieg und in der mit Gästen vollgepröpften Stube ein Plätzchen für uns suchte. „Diese da wollen auch fast alle kaufen“, sagte er erklärend zu mir. „Aber man darf nicht dergleichen tun, man muß es den andern zuerst ein wenig wider lassen, damit sie nicht zu hoch anstimmen.“ Er bestellte eine halbe Most und nahm einen Kummelwecken dazu. Vor mir aber stand unversehens, ganz wie etwas, das ohne weiteres zu Tag und Stunde gehörte, ein Teller mit einer dampfenden Wurst darauf.

Ich gab mir alle Mühe, mich den Umständen so gut als möglich anzupassen und mir ein Ansehen zu geben, als ob es sich da für mich um etwas beinahe Alltägliches handelte. Kein Mensch um uns her durfte auch nur eine Ab-

nung davon haben, daß es für mich ein ans Wunderbare grenzendes Ereignis bedeutete, so einen Lederbissen als unteilbares Eigentum zu besitzen. Für einen Augenblick konnte ich darüber Vergangenheit und Zukunft, Viehmarkt und Milchsäulein restlos vergessen. Meine Wurst sah mich förmlich an, sie hatte etwas Menschlichzutunliches in ihrer Gebärde. „Ich mich nur, das ist ein göttliches Recht! Bei einem Markttag gehört es sich, daß man eine Wurst ist.“ Ich schnitt sie wohlweislich in zwei ung leiche Teile: während ich den kleineren Teil aß, konnte ich mir doch immer denken: die Hauptfache kommt erst noch. Im Anfang machte ich die Scheibchen ganz dünn; doch fand ich dann bald heraus, daß sich der Genuss ungleich erhöhen ließ, wenn man zwei oder drei gleichzeitig in den Mund stellte.

Daneben erlangte ich nicht, mir immer wieder kleine Gewissensbisse zu machen. Ich kam mir als eigentlicher Schlemmer vor, besonders wenn ich an meine Geschwister daheim dachte. Zum mindesten erwuchs mir durch die Wurst eine bedeutende Verpflichtung: ich mußte alle meine Geisteskräfte aufbieten, mich beim Handel möglichst nützlich zu machen. Wer konnte es wissen, vielleicht brachte ich durch meinen Scharfsinn die kleine Auslage zehnfach, hundertfach ein! Könnte ich nicht den hintersten Fehler, den ein Faselstock haben konnte? Vom ersten bis zum letzten hätte ich sie herzählen können. Wenn der Vater einen übersah, so wollte ich ihn dann schon — wenn auch ganz unauffällig — daran erinnern: „Hast du nicht bemerkt: das Stumpenripp?“ oder: „Meinst du nicht, die Jochballe dürfte etwas größer sein? — Hat er nicht die Augen zu tief im Kopfe?“ Ich stellte im Geiste ein regelrechtes Verzeichnis von Mängeln und Vorzügen auf, die man notwendig in Betracht ziehen mußte. Inzwischen ging meine Wurst langsam, aber sicher den Weg alles Fleisches. Es hätte mir keineswegs an Lust und gutem Willen gefehlt, mich mit einem zweiten Exemplar in ebenso eingehender Weise zu beschäftigen.

Als wir eben aus dem Wirtshause heraustraten, wurde eben ein Ochse vorbeigeführt, der in Farbe und Ansehen auffallende Aehnlichkeit mit unserm Schädel hatte, nur daß er viel kleiner war. Ich machte den Vater darauf aufmerk-

sam, der schien mich indes nicht so recht verstehen zu wollen. „Ja ja, du hast schon recht“, meinte er ausweichend, fragte aber doch im Vorbeigehen so nebenhin, was das Dechsli da etwa gelten müsse?

„Fünfundzwanzig und einen halben“, lautete die Antwort des glücklichen Inhabers, der sich erst nachträglich, als mein Vater seinerlei Bescheid gab, wie beiläufig nach uns umwandte. Mit einem ganz merkwürdigen Blick maß er uns beide vom Kopf bis zu den Füßen. Ich hätte mich kein bißchen verwundert, wenn er gleich vor allen Leuten herausgeplatzt wäre: „Wenn ihr kein Geld im Sacch habt, braucht ihr nicht zu fragen, was mein Stier kostet.“

Unversehens stand jetzt ein kleines verhügeltes Männchen neben uns mit bartlosem, rötlich aufgedunsenem Gesicht. Es legte meinem Vater vertraulich die Hand auf die Achsel und sagte in treuherzigem Tone eines altbewährten Freundes und Ratgebers: „So einen Stier kaufst Ihr nicht. Es hieße die Zeit totschlagen, wenn Ihr dem auch nur nachschauen würdet. Klebt ihm nicht die Haut an den Rippen wie angenährt? Daß er übers Kreuz einen halben Schuh zu schmal ist, das kann ein Erstklässlerkind auf eine Stunde weit sehen. — Aber das habt Ihr ja alles schon lang vergessen, ich Aff! Mit einem Augenmaß, wie Ihr eins habt, kann einer heut ein anderes Geschäft machen, das will ich Euch siebenmal schriftlich geben.“

Das Männchen führte, wenn es nicht sprach, fortwährend die Zungenspitze zwischen den Lippen hin und her spazieren, bald bedächtig und nachdenklich, bald mit einer gewissen nervösen Hast. Aus dieser Gepflogenheit konnte ich ohne großen Scharfsinn schließen, daß das der „Züngler“ oder „Zungenweber“ sein mußte, von dem ich den Vater und auch andere Bauern hin und wieder nach einem Marktgang als von einem unzuverlässigen Trinkgeldmauer und Zuredner hatte erzählen hören. Freilich, die offene Wertschätzung und Anerkennung, die der Züngler meinem Vater soben vor allen Leuten hatte zuteil werden lassen, bewirkte augenblicklich einen Umschwung in meiner Meinung über ihn, ich fand, daß man soviel Wohlwollen gegenüber nicht ganz zugeknöpft bleiben dürfe.

(Schluß folgt.)

## Friedrich von Tschudi.

Der Name Friedrich von Tschudis ist der Mehrzahl der deutschsprechenden Schweizer bekannt oder zum mindesten doch schon irgendwo begegnet. In fast allen Lesebüchern finden wir ihn als Autorname unter Prosastücken, die das Naturleben in den Alpen schildern. Unseren Vätern und Müttern ist er noch viel geläufiger gewesen; denn das „Tschudi-Lesebuch“ ist für die meisten von ihnen der Inbegriff dessen, was genüßvoll und poetisch war am Unterricht, den sie genossen haben. Die beiden Werke: „Das Tierleben der Alpen“ und sein Volksschul-Lesebuch haben dem Sankt Galler Regierungsrat zu der Popularität verholfen, die dem Namen Tschudi noch heute treu geblieben ist. Unsere Leser dürfen sich interessieren, über das Leben und Wirken des berühmten Glarners Näheres zu erfahren.

Durch alle Zeiten hindurch hat der Name des Glarner Geschlechtes guten Klang gehabt im Schweizerlande. Der freiherrliche Stammbaum derer von Tschudi reicht bis ins

10. Jahrhundert zurück\*). 1906 konnte das Geschlecht das 1000 jährige Jubiläum seiner Familiengeschichte feiern. Im Jahre 906, am 31. Mai, nämlich erhob laut Urkunde König Ludwig III. den Stammvater des Geschlechtes, Johann Tschudi, in den freien edlen Stand und machte ihn zum Meier über das Land Glarus; bis 1253 blieb das Amt — also das Amt des Steuereinziehers — erblich der Familie von Tschudi. Ein Ritter dieses Geschlechts fiel 1242 als Kreuzfahrer in Palästina, ein anderer war 1298 Bischof von Chur. Die Heldenzeit der Schweizer sah die Glarner unter Anführung zahlreicher Tschudi; so im alten Zürichrieg, in den Burgunder- und Schwabenkriegen, so in den Mailänderkriegen, bei Novarra und Marignano. Einer von diesen, Jost von Tschudi, war von 1419 — 1452 Landammann von Glarus. Der berühmteste aber war Aegidius

\*) Wir entnehmen die Daten dem Nachruf, den seinerzeit das St. Galler Tagblatt dem Regierungsrat Dr. Fr. v. Tschudi gewidmet hat.